







Paris, 22. November. (Anfangsbericht.) Weizen fest, per Nov. 21.75, per Dezember 21.50, per Januar-Februar 21.35, per Januar-April 21.50. — Roggen ruhig, per Novbr. 14.85, pr. Januar-April 15.00.

Hamburg, 22. Novbr. (Schlußbericht.) Weizen fest, pr. Novbr. 21.75, pr. Dezbr. 21.50, pr. Jan.-Febr. 21.30, pr. Januar-April 21.35. — Roggen matt, per Novbr. 14.80, pr. Januar-April 14.60.

London, 22. Nov. An der Börse O Mehlensetzungen angeboten. — New-York, 22. November. (Telegramm.) Rother Winter weizen 77, Weizen loco 76 1/2, per Novbr. 74 1/2, per Dezbr. 75 1/2, per März 77, per Mai 78 1/2, Getreidefracht 5, per Dezbr. 40 1/2, per Mai 61 1/2, Weizen (Telegr.) Weizen per Dezbr. 68, pr. Mai 68 1/2, — Weizen per Dezbr. 33 1/2.

Hamburg, 22. Novbr. (Schlußbericht.) Raster Good average Santos Dezbr. 31.00, März 31.75, O. März 32.00, Savoir 32.75 O. Alles fest.

Hamburg, 22. Novbr. (Anfangsbericht.) Kaffee in Pen. Dort schloß mit 10 Points Course. Rio 16,000 Sack, Santos 24,000 Sack. Neccitas für zwei Tage.

Hamburg, 22. Novbr. (Schlußbericht.) Kaffee für Good average Santos, Dezbr. 31.00 O., März 31.75 O., März 32.25 O., Savoir 32.50 O.

Hamburg, 22. Novbr. (Anfangsbericht.) Kaffee in Pen. Dort schloß mit 10 Points Course. Rio 16,000 Sack, Santos 24,000 Sack. Neccitas für zwei Tage.

Hamburg, 22. Novbr. (Schlußbericht.) Kaffee für Good average Santos, Dezbr. 31.00 O., März 31.75 O., März 32.25 O., Savoir 32.50 O.

40 Vol. % für 100 Rkg. bezahl. 54.50 bis 56.50 Mk., nach Angabe der Kommission der hiesigen Baumwollensabrikanten durch die Handelskammer notirt.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Verbrauchsabgabe ist heute von den Baumwollensabrikanten mit 38.00 Mt. gehandelt worden. Faß ohne mit 37.40 Mt.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

große 40 Pfa., mittel 42 Pfa., kleine 25 Pfa., Schellhuhn nach 22 Pfa., mittel 17 Pfa., kleine 14 Pfa., Hühner nach 22 Pfa., mittel 13 Pfa., kleine 10 Pfa., Hühner nach 22 Pfa., mittel 13 Pfa., kleine 10 Pfa., Hühner nach 22 Pfa., mittel 13 Pfa., kleine 10 Pfa.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

Hamburg, 22. Novbr. Spiritus loco ohne Faß mit 70 Mt. Konsumsteuer 36.00 bez.

**Leipziger Börse vom 22. Novbr.**

Table with 3 columns: Instrument, Price, and Date. Includes sections for 'Deutsche Fonds und Staatspapiere', 'Ausländische Fonds', 'Deutsche Hypothekendarlehen', and 'Leipziger Börse vom 22. Novbr.'.

**Leipziger Börse vom 22. Novbr.**

Table with 3 columns: Instrument, Price, and Date. Includes sections for 'Deutsche Hypothekendarlehen', 'Leipziger Börse vom 22. Novbr.', and 'Leipziger Börse vom 22. Novbr.'.

**Leipziger Börse vom 22. Novbr.**

Table with 3 columns: Instrument, Price, and Date. Includes sections for 'Leipziger Börse vom 22. Novbr.', 'Leipziger Börse vom 22. Novbr.', and 'Leipziger Börse vom 22. Novbr.'.

**Leipziger Börse vom 22. Novbr.**

Table with 3 columns: Instrument, Price, and Date. Includes sections for 'Leipziger Börse vom 22. Novbr.', 'Leipziger Börse vom 22. Novbr.', and 'Leipziger Börse vom 22. Novbr.'.

**Leipziger Börse vom 22. Novbr.**

Table with 3 columns: Instrument, Price, and Date. Includes sections for 'Leipziger Börse vom 22. Novbr.', 'Leipziger Börse vom 22. Novbr.', and 'Leipziger Börse vom 22. Novbr.'.

Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle, für die Druckerei verantwortlich Gebr. Diermann, Halle (Saale), Leipzigerstraße 87.





[Nachdruck verboten.]

## Frau Ada's Geheimniß.

27) Roman von Marie Widdern.

„Ich hätte dieses ſchamloſe Gemengſel von Wahrheit und Lüge mit angehört, ohne Berger auch nur durch einen Laut zu unterbrechen. Damit ſanktionirte ich gleichſam das Vorgehen des Adminiſtrators, und mit Windeseile verbreitete ſich die Nachricht von dem Selbſtmord des Barons in der ganzen Gegend.“

Nur mit Mühe erlangte ich es denn auch, daß die Geiſtlichkeit im Ornat dem Sarge meines Vatters folgte.

D, ich litt fürchterlich unter alledem,“ fuhr Ada fort, „und der Anblick Bergers war mir geradezu entſetzlich. Aus Erbarmen gehen Sie, bat ich ihn denn auch, nachdem wir die irdiſchen Reſte des Barons in der Ahnengruft zur letzten Ruhe gebettet.“

Mit einem Blick, vor dem ich mich hätte zu dem Todten legen mögen, ſah er mich an, dann aber entgegnete er langſam:

„Auch ich fühle, daß es am beſten iſt, wenn ich Sie jetzt verlasse, Baronin. Ueberdies gedenke ich ja auch nicht eher um Ihre Hand zu werben, als bis ich ſelbſt ein reicher Mann geworden. Aber daß ich eines Tages verlangen werde, mir endlich zu lohnen, was ich an Ihnen gethan, auf Koſten meiner Ruhe, meines Seelenfriedes, ſchwöre ich.“

Ohne meine Antwort abzuwarten, hatte er ſich dann von mir gewendet und war gegangen. Noch an demſelben Tage verließ er das Schloß und die Gegend. Ein zurückgelassener Brief ſagte mir, daß er ſich unter die Goldgräber Australiens miſchen wollte.

Ich orientirte mich über jeden ſeiner Schritte und athmete erſt ein wenig freier auf, als ich erfuhr, daß er wirklich ein Schiff beſtiegen hatte, welches ihn nach dem Schauplatz ſeines künftigen Wirkens bringen ſollte — und ja auch brachte.“

„Weiter — weiter!“ bat der Oberregierungsraath nun doch, trotzdem er zuerſt auf den ganzen Bericht verzichtet hatte.

„Weiter? — Was ſoll ich Dir noch weiter erzählen,“ entgegnete Ada und ſetzte dann mit leiſer Stimme hinzu: „Bis vor wenigen Wochen habe ich nichts mehr von Berger vernommen, deſto mehr aber dachte ich an dieſen Mann, der zum Schreckgeſpenſt meines Lebens geworden. Ja, ſelbſt als mir in Deiner Liebe ein neues Glück erblühen ſollte, als ich mir ſagte: Jetzt ſieheſt Du unter dem Schuß eines echten Mannes, vergällte mir die Erinnerung an Berger jede friedliche Stunde. Hatte er nicht gemeint, ein Anrecht an mich zu beſitzen? Schwor er mir nicht: eines Tages von mir zu verlangen, daß ich ihm gehöre?“

„Wie ich mich ſelbſt im Traum mit dem fürchterlichen Ende Virens beſchäftigte, weiſt Du, Alfred — die von mir im Traum geſprochenen Worte veranlaßten Dich ja zu dem Glauben, daß —“

„Still, ſtill davon, Ada.“

„Nun ja, ich habe Dir ja auch vergeben, weſſen Du mich beſchuldigst, und will meinem Geſtändniß nur noch hinzulegen, daß erſt nach Jahren, vor einigen Wochen, ein Brief Bergers an mich eintraf, der —“

Und nun gab ſie auch noch wortgetreu den Inhalt ſeiner Zeilen wieder, welche der ehemalige Adminiſtrator — ahnungslos des Geſchickes, das ſeiner bereits an demſelben Tage wartete — geſchrieben.

Auch was ſie Berger geantwortet, erzählte Ada. Dann brachte ſie jedoch die ganze traurige Geſchichte zu einem endgültigen Beſchluß.

Alfred Windholm aber küßte ihr bereits die letzten Worte von den Lippen: „So weiß ich denn Alles, was Dich bedrückt hat, Geliebte,“ ſagte er dann. „Doch ſo wahr mir Gott helfe, ich werde Dich vergeſſen machen, was die Vergangenheit an Dir geſündigt hat.“

Von den Thürmen der alten Stadt D. läuteten die Glocken vernehmlich das heilige Chriſtfeſt ein. Schon leuchtete hier und dort heller Kerzenschimmer durch die Fenſter der hochgiebligen Häuſer auf die Straßen hinab, während doch das Gewoge und Getriebe in denſelben deutlich davon zeugte, daß noch manche Vorbereitung zu treffen war, manch ein Geſchenk eingekauft werden mußte, das heute unter dem Strahlenlicht der Tannen Weihnachtsfreude bereiten ſollte.

Im Windholmſchen Hauſe war die Beſcheerung jedoch ſchon auf die ſechſte Abendſtunde beſchloſſen geweſen. Hier hatte man ja längſt alle Vorbereitungen beendet. Der hohe Tannenbaum ſtand geſchmückt in dem Boudoir Frau Adas und wartete nur, daß eine freundliche Hand ſeine Kerzen anzünde. Und auf langen Tafeln lagen die Geſchenke bereit, welche das wieder verjüngte Ehepaar Martha und den Bedienteten des Hauſes zu ſpenden gedachte.

Da aber hatte die Oberregierungsraäthin kurz vor fünf ein kleines Billet von der ehemaligen Erzieherin erhalten, das ſie ſofort nach dem Gartenhäuschen rief. Wie ſie hiernach aber von dieſem Beſuche heimkehrte, wechſelte ſie nur ein paar ſchnelle Worte mit dem Vatter und ſagte dann zu Martha, „daß man mit der Beſcheerung bis neun Uhr warten wolle, Fräulein Mathilde habe es ſich nämlich gewünscht, daß ſie, Martha, vorerſt das Weihnachtsbäumchen bei ihr anzünde.“

„Ach?“ fragte das junge Mädchen verwundert. Hatte ſie es doch nicht über ſich gewonnen, ſeit jenem Nachmittage, an dem ſie dem alten Fräulein die Kuchen gebracht und dann mit dem Doktor zuſammengetroffen war, Martha Helling wieder zu beſuchen. Sie wollte ja mit Gewalt jede Erinnerung an den jungen Gelehrten aus dem Herzen bannen. Und wie hätte ſie das vermocht, wenn ſie ſeiner Tante gegenüber ſaß?

Ueberdies gab es auch in der Zwifchenzeit ſo viel im Hauſe Windholms zu thun, daß Martha am beſten gegen ihr Herzeleid zu kämpfen dachte, wenn ſie, trotz aller körperlicher Schwäche, tüchtig zugriff und überall half, wo zwei geſchickte Hände am Plage waren. Natürlich handelte es ſich bei all dieſem raſtloſen Schaffen um die Ausſteuer Helenens. De

Verlobung des jungen Paars war nämlich schon am ersten Dezember die Hochzeit gefolgt. Zum Erstaunen aller Welt aber fand die letztere nur im engsten Verwandtenkreise auf Hartensfelde, einem der Güter Helenens, statt. Martha hatte überdies mit unter den Brautjungfern gestanden, da sie Helenens Bitten nicht zu widerstehen vermochte. Um so weniger, als die Baronesse seit dem Morgen ihres Verlobungsfestes von einer aufrichtigsten Herzlichkeit gegen die Stiefschwester gewesen. Dazu durfte Martha auch nicht fürchten, gegen die Pietät vor dem Trauerjahr um die Mutter zu verstoßen, denn bei diesem Hochzeitsfeste sollte weder gesungen noch getanzt werden, ein kleines Dejeuner, das war Alles.

Weshalb Helene nach einem so glänzenden Verlobungsfeste, wie sie es in dem Stadthause ihres Stiefvaters gefeiert hatte, eine derart stille Hochzeit haben wollte, blieb selbst den Hören ein Räthsel. Aber man verhartete doch streng bei dem Programm des kapriziösen Fräulein Braut. Und nie hat wohl ein so reiches Mädchen eine so schlichte Hochzeit gefeiert.

Schon eine Stunde nach der Trauung stand übrigens der Wagen bereit, der die Neuvermählten nach dem Bahnhof führen sollte. Denn die übliche Hochzeitsreise wollte Helene sich doch nicht entgehen lassen.

„Werde glücklich, trotz Allem und Allem!“ hatte Martha der jungen Frau ins Ohr geflüstert, als sie diese zum Abschied umarmte.

„Wenigstens habe ich mir heute allen Ernstes vorgenommen, Baldemar nicht unglücklich zu machen,“ erwiderte Helene darauf. Man sah es ihren Augen an, wie ernst sie es mit diesem Entschluß meinte, obgleich sie gleich darauf mit dem alten bräunlichen Lächeln hinzusetzte:

„Was kann denn der arme Kerl auch dafür, daß ich — ihn nicht liebe?“

Warum hatte sie nur so seltsam geögert, die drei letzten Worte auszusprechen? Ahnte sie bereits, daß das Frauenherz auch für eine zweite Liebe Raum hat, wenn es auch nie vermag, seine erste zu vergessen?!

\* \* \*

Seitdem waren Woche für Woche elegante Briefchen mit dem Wappen der Barren in das Windholm'sche Haus gelangt. Sie alle waren an Frau Ida gerichtet, kamen aus Rom und enthielten begeisterte Schilderungen der ewigen Stadt. Zwischen den Zeilen aber las das treue Mutterherz noch ganz etwas Anderes, von endlichem Frieden, den, gleich ihr, nun auch die Tochter gefunden.

Vorgestern aber war auch Martha mit einem Billet von der Hand der Stiefschwester bedacht worden. Und als sie dasselbe zu Frau Ida hinabtrug, um gemeinsam mit ihr zu lesen, was die junge Frau schrieb, hatte diese laut aufgebuhelt. Enthielten die wenigen Zeilen doch folgende Worte:

„Werde glücklich, hast Du gesagt, kleine Else, als wir uns in Hartensfelde an meinem Hochzeitstage trennten. Als wenn das möglich wäre, dachte ich damals . . . Und nun —? Ja, Du lieber, süßer Fraß, ich muß mich fast schämen, es Dir zu gestehen — ich bin auf dem besten Wege, mich — in meinen eigenen Mann zu verlieben. So nachhaltig sogar, daß ich schon mit ruhigem Blute sagen kann: Jetzt könnte ich Helling wohl mein kleines Schwesterchen gönnen.“

Horror, Helling, ich habe ja das Glück gehabt, ihn auf unserer Durchreise in Berlin zu sehen und — zu sprechen sogar. Da erfuhr ich denn, daß seine Gesellschaft erst im Frühjahre Deutschland verläßt. Bis dahin bleibt er in Berlin.

Daß noch eins: Ich finde, daß ich viel hübscher geworden bin, seit ich Frau von Barren heiße. Ob das daran liegt, daß ich — reich weiblicher benehme — keine Cigarette mehr rauche

und auch kein „Donnerwetter“ mehr auf den Lippen habe? Wirst Du über diesen Punkt? Schreibe es mir.

Deine Helene.“

Ob Martha wollte oder nicht, sie mußte diesen wunderlichen Brief ganz und gar Frau Ida überlassen, die nun sofort mit demselben zu dem Gatten eilte und dann eine lange Unterredung mit Fräulein Mathilde hatte.

Seitdem kamen die Eltern dem jungen Mädchen aber ganz seltsam vor. Es schien ihr, als wechselten sie fortwährend geheimnißvolle Blicke miteinander. Ja, heute Morgen hatte Papa seinen Liebling sogar scherzend in die Wangen gekniffen und dazu gesagt: „Mache Dich nur auf eine recht große Weihnachtsfreude gefaßt, Herzchen!“ — Worin diese nur bestehen sollte?! Sie war ja schon so befriedigt davon, daß sich die Eltern nun wieder zu einander gefunden hatten und ihr guter Papa sich so glücklich fühlte — wie er ihr selbst gesagt, nachdem er sie von Allem unterrichtet, was Frau Ida ihm mitgetheilt.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Ursprung unserer Haustiere.

Von Hermann Grelling.

Die Frage, wo unsere treuen Freunde, die Haustiere, herkommen, läßt sich nicht so ohne weiteres beantworten. Die Mythologie der alten Völker macht sich, wie immer, die Beantwortung leicht, indem sie dekretirt, daß der oder jener Gott den Menschen die Hegung und Zucht der Thiere gelehrt habe. Die Wissenschaft kann weder mit Namen noch mit Daten, sondern nur mit Hypothesen dienen, aber mit Hypothesen, deren Grundlagen wohl den Nagel auf den Kopf treffen dürften. Hat uns doch die Natur in unserer eigenen Erde ein gewaltiges, nie veragendes Buch geschenkt, das in einer sehr bereichenden Sprache geschrieben ist für die, die sie verstehen. Jede Epoche der Menschheit trägt sich, ohne es zu wissen oder zu wollen, darin ein, und jedes neue Blatt drängt die ältere immer weiter in die Tiefe des Erdbodens. Indem wir die einzelnen Blätter dieses Buches zu Tage fördern, studiren wir die Geschichte der fernsten Zeiten und corrigiren unsere Forschungen an dem lebenden Abbild jener versunkenen Kulturperioden, das wir in den jetzt noch existirenden wilden Völkerschaften vor uns haben. Leben doch auf der Erde Menschen in allen Zuständen der kulturellen Entwicklung, von den auf tieferer Stufe stehenden Autochthonen Australiens bis hinauf zu den erhabensten Denkern der europäischen Kulturnationen.

Die Erklärung dafür, wie der Mensch dazu gekommen ist, Thiere zu halten und zu züchten, ist leicht zu finden. Der vorgeschichtliche Mensch lebte zum guten Theile von der Jagd, war diese nicht ergiebig oder verhinderten ihn ungünstige Witterungsverhältnisse oder Krankheit an ihrer Ausübung, so litt er Mangel. Er wird also zunächst darauf bedacht gewesen sein, für Zeiten des Mangels — zum Beispiel für den Winter — Vorräthe anzusammeln. Allein dieses Verfahren erwies sich mangels genügender Konservierungsmittel und aus anderen Gründen unzureichend. Entweder verdarben die aufgehäuften Vorräthe oder die Ertragnisse der Jagd warfen nicht genug ab, um überhaupt welche zu sammeln. Das Bedürfniß, sich von solchem Zufall unabhängig zu machen, trat hervor, wie überall, so ward auch hier die Noth die liebevolle Lehrmeisterin des Menschen. Bei irgend einer Gelegenheit erbeutete er die Jungen eines seiner Jagdthiere. Die niedlichen Thierchen gefielen ihm, er behielt sie bei sich, zog sie auf, fütterte sie. Vielleicht pflanzte sie sich in einigen derartigen Fällen in der Gefangenschaft fort. Die gefangenen Thiere wuchsen und wurden fett. Eine Periode des Mangels trat ein — wie bequem für den Menschen, daß er gerade diese Thiere besaß. Nun konnte er sie schlachten und davon leben, während seine Nachbarn darben mußten. Das lenkte deren Aufmerksamkeit auf sein Beispiel, sie strebten ebenfalls danach, in den Besitz einiger geeigneter Geschöpfe zu gelangen, und was vorher Zufall gewesen, ward nunmehr Absicht.

So wirkten Noth, Gesellschaftstrieb und Wohlgefallen zusammen, dem Menschen die Haltung und Zucht von Hausthieren nahe zu legen. Denn nicht allein um des Nutzens willen

nielt er sie, sondern auch um des Wohlgefallens willen und aus Lust an der Geselligkeit; die Liebe zur Thierwelt ist ja den Menschen tief in das Herz gepflanzt. Sie allein mag in zahlreichen Fällen schon genügt haben, den Grund zur Hausthierspflanze zu legen, und der erzielte Nutzen mag erst in zweiter Linie erkannt worden sein. Die Indianer Nordamerikas halten noch heute keine Thiere um des Nutzens, sondern lediglich um des Vergnügens willen, sie pflegen daher keine Rinder oder Schafe, sondern Raben, Kaninchen, junge Bären und Wölfe.

Sobald von den Menschen der Nutzen erkannt wurde, den ihnen die Viehzucht gewährte, bildete sich dieselbe nicht nur immer weiter aus, sondern sie erlangte auch eine immer größere Verbreitung. Ja, bald genug ward für ganze Völker Existenzbedingung, was früher nur Annehmlichkeit gewesen war, und wenn die Weide für die Hausthiere in einer Gegend nicht mehr gut genug war, so mußten sie dieselbe im Stiche lassen und eine andere geeignetere aufsuchen: so bildeten sich die Nomaden. Bedingung des Nomadenlebens war freilich die Benutzung der Hausthiere zu motorischen Zwecken. Der Mensch mußte seine Zelte, seine Geräte und Vorräthe fortzuschaffen, er bediente sich dazu seiner Thiere, die er bisher nur des Fleisches und der Milch wegen gehalten. Des Laufens müde, versuchte er es, auf dem Rücken eines seiner Thiere eine Strecke Wegs zurückzulegen, so lernte er das Reiten. Kam er in Gegenden, wo man seine Thiere noch nicht kannte, so erregte er Staunen und Schrecken, sie verliehen ihm ein großes Uebergewicht über die Völker, welche deren Gebrauch noch nicht kannten, es wurde ihm leicht, diese zu unterjochen. Wer erinnert sich z. B. nicht aus der alten Geschichte des Uebergewichts, welches dem Pyrrhus seine Kriegselefanten über die Römer verliehen, oder des Vortheils, welcher den Hunnen und Magyaren aus ihrer Gewandtheit im Reiten erwuchs. Mit Recht darf man daher die Domestikation (die Zähmung der Thiere) als einen der wichtigsten Kulturfortschritte der Menschheit bezeichnen, sie steht als solcher gleichberechtigt neben der Einführung des Ackerbaues.

Die Art, wie der Mensch bei der Zähmung der Thiere verfuhr, ist wohl je nach der Gattung der in Frage kommenden Arten eine verschiedene gewesen. Manche, wie z. B. die Vorfahren unseres Haushundes, hielten sich wohl aus eigenem Antriebe in der Nähe der menschlichen Niederlassungen auf, um die Küchenabfälle derselben auszubenten. Auf diese Weise gewöhnten sie sich an die Menschen, von denen sie bald förmlich abhängig wurden; einzelne von ihnen zeigten sich vielleicht zutraulicher als die anderen, oder schlossen sich an besonders freigebige Individuen näher an, bis sie schließlich regelrecht in deren Eigenthum übergingen. Noch jetzt gehören bei einzelnen wilden Stämmen die Hunde dem ganzen Stamme, nicht den einzelnen Mitgliedern, sie folgen dem Stamme und werden auf gemeinsame Kosten erhalten. Das Verhältnis der halbwilden Hunde in der Türkei ist ein noch looseres, sie haben gar keine, auch keine gemeinsamen Eigenthümer und schließen sich nur den Menschen im Allgemeinen an, wie dies vielleicht ihre Vorfahren ebenfalls gethan haben. Andere Thierarten fing man um des Vergnügens oder Nutzens willen. Man gewöhnte entweder Junge an sich oder brachte die Arten, die nicht freiwillig blieben, in Gehege. So fand man bald diejenigen Arten heraus, welche sich an das Verhältnis zum Menschen rasch gewöhnten und dabei auch für ihre Herren den größtmöglichen Nutzen versprachen, während die unzählbaren Arten sowohl als Individuen entweder in der Gefangenschaft zu Grunde gingen oder sich derselben von selbst entzogen. Die Anpassung that das übrige. Der Kampf ums Dasein fiel für sie fort, ihre Gewohnheiten wurden sanftere, ihr ganzer Organismus veränderte sich im Laufe der Jahrtausende. Unwillkürlich begünstigten ihre Pfleger immer die mit den ihnen nächstlichen Eigenschaften ausgerüsteten Exemplare, sie trieben gewissermaßen eine unbewusste Zuchtwahl und bildeten so allmählich die verschiedenen Rassen heraus, die wir jetzt kennen. Infolge der Abgeschlossenheit der einzelnen Völkerchaften entstand in der Regel bei jeder eine besondere Rasse eines Hausthiers, je nach Nahrung, Klima, Geschmack der Pfleger u. s. w., wodurch sich die mannigfachen Rassen desselben Arthieres erklärten.

Wir finden noch heute mancherlei erst halbgezügelmte Thierarten, wie wir auch wilde Thiere finden, die früher gezähmt waren und später verwildert sind, so die Dingos, die verwilderten Hunde Australiens und die Mustangs der ameri-

kanischen Prärien. Alle Versuche, heutigen Tages Wildthiere zu Hausthieren umzubilden, wie solche vor allem in Frankreich angestellt wurden, sind fehlgeschlagen. „Es ist wohl“, schreibt Haake in seiner „Schöpfung der Thierwelt“, gelungen, Wildthiere durch mehrere Generationen hindurch in Gefangenschaft zu züchten, allein die Eigenschaften des Hausthiers erhielten diese Thiere nicht, höchstens verfümmerten sie infolge der Inzucht und der schädigenden Eigenschaften, welche die Gefangenschaft auf sie ausübte. Es ist jedoch möglich, daß namentlich manche Vögel noch geeignet sind, Hausthiere zu werden, denn es ist nicht wohl denkbar, daß nur die wenigen Arten der Vogelklasse, aus welchen Hausthiere entstanden sind, dazu befähigt gewesen sein sollten.“ Vielleicht erleichterte auch die Lebenshaltung des vorgeschichtlichen Menschen den Uebergang von Wildthier zum Hausthier mehr als dies bei derjenigen der Kulturvölker der Fall ist. Die Thiere erfreuten sich einer größeren Freiheit als jetzt, sie standen etwa in dem gleichen Verhältnis zu dem prähistorischen Menschen, wie die halbwilden Schweine Neuguineas zu den dortigen Eingeborenen. Letztere treiben keine eigentliche Zucht, sie halten nur Zuchtsauen und überlassen es diesen, sich im Walde mit wilden Ebern zu paaren und nach beendeter Brunst zu ihren Gütten zurückzukehren.

Die Zeit, wann die Zähmung unserer hauptsächlichsten Hausthiere stattgefunden hat, läßt sich nicht bestimmen. Der Hund, zweifellos das älteste Hausthier, findet sich als solches schon in der jüngeren Steinzeit. „Selbst bei einem Volke“, sagt Asberg, „welches noch auf so außerordentlich niedriger Stufe gestanden hat, wie dasjenige, von dem die sogenannten Kjöföddinger (dänischen Muschelhaufen) herkommen — selbst bei einem solchen Volke wird doch bereits der Hund als gezähmtes Thier angetroffen.“ Man verlegt diese Funde — allerdings ohne Gewähr — ungefähr in die Zeit von 3000 vor Christi, und damals schon deutet nach dem eben genannten Gewährsmann die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Hunderrassen darauf hin, daß bei der Züchtung dieses Thieres eine gewisse Willkür mit im Spiele gewesen ist. Auch die Bewohner der in der Schweiz aufgefundenen, zum Theil noch der Steinzeit angehörenden Pfahlbauten befanden sich — woran die vorgeschundenen Knochenreste keinen Zweifel lassen — schon im Besitz der hervorragendsten Hausthiere, sowohl des Hundes, als auch des Kindes, des Schweins, der Ziege und des Schafs. Das Kind ist sogar in mehreren Arten vertreten. Das Pferd, und zwar ein dem Pferde der Jetztzeit entsprechendes, ist wohl auch vorhanden, doch ist es zweifelhaft, ob man es mit wilden, auf der Jagd erlegten oder bereits gezähmten Thieren zu thun hat.

Der Hund war dem vorgeschichtlichen Menschen nicht nur werthvoll als wachsender, anhänglicher und unterhaltender Gefährte, er diente ihm auch zu Nahrungszwecken. Vermuthlich stammen unsere Hunderrassen von verschiedenen wilden Arten ab, diejenigen der alten Welt angeblich von drei wilden Hundarten, zwei Schakalarten und einer Wolfsart. Jung eingefangene Schakale zeigen sich auch jetzt noch leicht zähmbar und paaren sich sogar mit Haushunden. Das Pferd ist vermuthlich später als der Hund — ja noch später als der Esel zum Hausthier geworden und zwar sowohl in Mittelafrika als auch in Mitteleuropa. Auch hier dienten mehrere (vermuthlich drei) Arten als Stammthiere. Wie der Hund nützte auch das Pferd dem vorgeschichtlichen Menschen als Nahrungsthier, und noch heute leben ja einzelne Indianerstämme ausschließlich von Pferdefleisch. Die Zähmung des Esels verdanken wir den ägyptisch-semitischen Völkern, auch unsere Hauskatze soll von den alten Aegyptern zuerst als Hausthier gehalten worden sein. Eine nubische oder ägyptische Art gilt als Stammart. Der Ursprung von Kind und Ziege sind in Dunkel gehüllt, beide finden sich abgebildet auf den ältesten ägyptischen Kulturdenkmälern. Aus diesem Umstande erhellt jedoch nicht sowohl ihre ägyptische Abkunft, als die Thatsache, daß dieses uralte Kulturvolk sich bereits im Besitze des nützlichsten Geschöpfes befand. Der Rinderzucht wandten sie große Sorgfalt zu, sie hatten mehrere Rassen und wählten aus einer derselben, der Langhornrasse, den heiligen Apis. Weide, Kind und Ziege, scheinen von mehreren Arten abzustammen. Einer jüngeren Periode scheint das Schaf anzugehören, dessen Abstammung ebenso dunkel ist wie die des Kindes. Manche Forscher nehmen eine einzige Stammart an, manche mehrere. Das Schwein soll bereits um das Jahr 4900 vor Christi Geburt in China gezüchtet worden sein, des Kaninchen hat Spanien zum das Kameel Arabien, das Lama

fanden die Entdecker Perus bereits gezähmt vor und es geht die erste Benutzung desselben als Hausthier nach der peruanischen Tradition bis in die frühesten Zeiten der menschlichen Existenz zurück.

Was nun die Hausthiere aus der Klasse der Vögel anlangt, so treffen wir die Zucht des Hühners schon bei den ältesten Kulturvölkern, die Hühner spielen sogar im Kultus derselben eine hervorragende Rolle. Als wilde Stammform gilt vielfach das indische Bankiwahuhn. Unsere zahme Hausstaube mit all ihren Rassen und Spielarten soll von der Felsen- oder Ufertaupe abstammen; wann sie gezähmt worden ist, wissen wir nicht, doch steht es fest, daß die alten Aegypter und Chinesen sie bereits hegteu, wieweil diese Völker auch bereits Tauben zur Briefbeförderung verwendeten. Unsere Enten leiten ihre Abstammung von der wilden Stockente her (nur die Moschusente, deren Vaterland Amerika ist, macht eine Ausnahme), die Stammutter unserer Hausgans ist die Graugans oder Wildgans, die in Norddeutschland auf ruhigen Teichen und kleinen Landseen brütet. Auch das noch heute beliebte Perlhuhn zählte schon im Alterthum zu den Hausthierern. Unsere Honigbiene ist seit uralten Zeiten des Menschen Pflegekind in dem Maße, daß sie in wildem Zustande gar nicht mehr vorkommt (nur in verwildertem). Die Seidenraupenzucht stammt aus China, welches Land auch das Vaterland des einzigen zum Hausthier gewordenen Fisches, des Goldfisches, ist, der dort schon wie auch in Japan in alter Zeit gezüchtet wurde. Ein Beispiel der Hausthierzähmung in neuerer Zeit bildet die Zucht des Kanarienvogels, der zuerst im 16. Jahrhundert von den Kanarischen Inseln eingeführt wurde und im Laufe der Zeit zum völligen Hausthier geworden ist.

## Allerlei.

**Eine Irrenstadt.** Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, so wird geschrieben, daß die Stadt Cheel in Belgien im wahren Sinne des Wortes ein von Irren bevölkertes Ort ist. Ein junger Engländer, der sich längere Zeit in Antwerpen aufhielt und dort viel von diesem „Kurort“ für Geistesranke hörte, machte kurz vor seiner Heimreise nach einem Absteher nach der „Stadt der Einfältigen oder Unschuldigen“, wie Cheel vielfach genannt wird. Zur Zeit befanden sich dort mehr als 1300 Geistesgestörte, von denen die Mehrzahl sich vollkommen frei bewegen durfte. Allerdings sind es nur harmlose Irre, die aus allen Gegenden Belgiens, sowie auch aus dem Ausland und zwar hauptsächlich aus Rußland dorthin gesandt werden, um Heilung zu finden oder bis zu ihrem Tode in der für die Armenisiens übrigen äußerst angenehmen Umgebung zu bleiben. Wie man eigentlich glauben sollte, ist es aber nicht etwa der besonders heilkräftigen Luft zuzuschreiben, daß die Kranken dort oft wundervoll schnell geheilt werden, sondern es ist einzig und allein das Verdienst der Bewohner von Cheel, deren Obhut die Patienten anvertraut werden. Fast jede Familie ist darauf eingerichtet, einen Pensionär bei sich aufzunehmen. Es ist nun höchst interessant, zu beobachten, wie die braven Cheeler mit den ihnen übergebenen großen Kindern umgehen. Natürlich kommt es sehr darauf an, welcher Art der Wahnsinn ist, in welchem sich der Kranke befindet. Leidet derselbe nur an einer harmlosen fixen Idee, so läßt man ihn ruhig gewähren. „So machte ich auch“ — erzählte der Engländer — „die Bekanntschaft eines Mannes, der ein ganz vorzüglicher Schachspieler war, sich aber einbildete, der Mond zu sein, und aus diesem seltsamen Grunde den ganzen Tag über im Bett blieb. Ein anderer „Unschuldiger“ erzählte Jedem, der es hören wollte, daß er Dreyfus wäre und eben erst von der Teufelsinsel entkommen sei. Der junge Mann hatte freilich große Neugierde mit dem Staatsgefangenen. Ein sehr großer magerer Jüngling erregte meine Aufmerksamkeit durch die sonderbaren Bewegungen, die er auf der Straße ausübte. Der Armenisi glaubte nämlich, er bestehe aus Glas und müße bei der geringsten Kollision mit einem Menschen oder Gegenstande sofort in Stücke zerbrechen. Er ging daher sehr vorsichtig jedem ihm Begegnenden aus dem Wege und trat so zaghaft auf, als könne eine unjante Berührung mit dem Pfäuer ihm ebenfalls Gefahr bringen. Fast noch komischer wirkte die Art, in der ein anderer junger Mann, der seinen Verstand aus Gram über verfehlte Spekulation verloren haben soll, umherirraverte. Dieser war der Meinung, er müsse stets einen steilen Berg erklimmen, und hob daher jedes Bein erst hoch in die Luft, ehe er den Fuß aufsetzte. Einige traumatische Erlebnisse hatte ich gleich am ersten Vormittag meines Aufenthaltes in Cheel. Als ich aus meinem Hotel auf die Straße trat, hörte ich lauten Tumult in dem Hause eines Nebengebäudes. Ich trat neugierig hinzu und bemerkte dort zwei Männer im Kampfe um eine Art. Ein Vorübergehender erklärte mir, der eine der beiden Streitenden sei der Pensionär des anderen und dieser wolle ihm nur die Waffe abnehmen, die der Kranke, der in der Einbildung lebt, er wäre zu dick, um durch die Thüren gehen zu können, ohne sie erst mit einigen Anstößen erweitert

zu haben, immer wieder zu finden weiß, so oft man sie auch schon abgenommen und vertickt hatte. Eigenthümlich bemerkt, ging ich weiter. Da fürzte ein bleicher Mann auf mich zu, erfaßte meinen Arm und bat mit thränenreicher Stimme, ich möchte ihn doch vor jenem Vogel beschützen, der dort auf dem Baum säße. Ich blickte auf und sah ein harmloses Späzchen von einem Ast zum andern hüpfen. Die Furcht des armen Menschen schien jedoch so wahr zu sein, daß ich, von Mitleid ergriffen, ihn nach Hause zu begleiten versprach. Dankbar lächelte mich der Unglückliche an und zeigte mir den Weg zu seiner Pension. Vor der Thür empfing uns schon der Wirth mit ungnädiger Miene, und auf meine Entschuldigung, daß mich sein Pensionär um Schutz vor einem Vogel ersucht hätte, erklärte er mir, daß der einfältige Mensch sich einrede, zu einem Sensforn zusammenzuschmuffeln zu sein und daher beständig in Aengsten schwebt, ein Borel könne ihn aufspicken und verschlucken. Und dann zu dem zitternden Irren gewandt, meinte er ziemlich barsch: „Habe ich Dir nicht schon hundert Mal gesagt, daß Cheeler Vögel nur Hanf fressen? Du bist doch ein Sensforn und das braucht sich vor keinem Späze zu fürchten, hörst Du?“ Die Leute, in deren Hause diese bedauernswerthen Menschenfinder Aufnahme finden, nennt man „Nourriciers“ und sie erhalten 300 bis 2500 Francs Pensionsgeld pro Pension. Rührend ist es geradezu, mit welcher Pärtlichkeit die Pensionen an den Kindern ihrer Wirthsknecht hängen. Wie ein paar gute Kameraden steht man oft einen großen starken Mann und ein kleines Bürschlein oder Mädchen von 4 bis 5 Jahren Hand in Hand durch die Straßen schlendern und vertraut mit einander plaudern.“

**Das begrabene Blättbrett.** In diesen Tagen sind es gerade 50 Jahre her, seit in Berlin eine der ergöglichsten Betrügereien verübt wurde. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Ein aus Böhmen eingewandertes Schneidermeister Anton Tomatschek erhielt Ende Oktober 1848 den Besuch seines Bruders, des Schneidermeisters Franz Tomatschek, der sich in Kopenhagen angesiedelt hatte. Am 20. November hieß es in der Nachbarschaft von Anton Tomatscheks Wohnung (Unter den Linden 47), daß sein Bruder gestorben sei. Die Beerdigung ging sehr schnell vor sich, sie fand am 24. November auf dem katholischen Kirchhof der St. Hedwigskirche statt. Nur ein Leidtragender folgte dem Sarge, und das war der Bruder. Dieser erlebte die materiellen Angelegenheiten der Familie des verstorbenen Bruders in prompter Weise. Der Verstorbene war bei zwei Lebensversicherungs-Gesellschaften versichert. Anton Tomatschek sandte der Wittve die nöthigen Totenscheine und Atteste, und derselben wurden die versicherten Summen ausgezahlt. So weit war Alles in Ordnung. Zwei Jahre waren seit dem Tode des böhmischen Schneidermeisters verstrichen, als bei der Berliner Polizei eine Denunciation einlief des Inhalts, daß Franz Tomatschek weder gestorben noch begraben sei, sondern daß er in seinem böhmischen Geburtsort vermisst lebe. Er habe seinen Tod und seine Beerdigung nur vorgespiegelt, um von den Lebensversicherungs-Gesellschaften die Summe von 15 000 Thalern zu erhalten. Die Polizei zögerte nicht, der Denunciation Folge zu geben. Zunächst wurde das Grab auf dem Hedwigskirchhof geöffnet. In der Nacht bei Fauleisener erfolgte die Ausgrabung unter den gespanntesten Erwartungen der Anwesenden. Als der Sargdeckel aufgeschlagen wurde, fand man statt der modernen Leiche ein mit Stroh umwickeltes Blättbrett, welches mit einem Sterbehemde bekleidet war. Um den Ferverweisgeruch nachzuahmen, hatte man Kindertageärrme in den Sarg gelegt. Die Untersuchung nahm einen schnellen Verlauf, und mit der Verurtheilung der beiden schuldigen Brüder war das Interesse an der Sache erloschen. Im Volksmunde aber blieb das lustige Lied „Vom Schneider Tomatschek und dem begrabenen Blättbrett“ lebendig, und der Berliner sang noch lange:

Ein jeder Stand hat seine Launen,  
Ein jeder Stand hat seine Laiz;  
Begrabe niemals Kindskaldaunen,  
Wenn Du nicht selbst gestorben hast.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die zur Gedächtnißfeier der königlichen Akademie der Künste am 29. Oktober 1898 zur Ehrung ihres am 31. Mai d. J. verstorbenen Mitgliedes **Friedrich Geselschap** von dem Ersten ständigen Sekretär und Senator der Akademie Professor Dr. **Wolfgang v. Dettkingen** in der Singakademie in Berlin gehaltene Gedächtnißrede ist soeben auch (Verlag der königlichen Hofbuchhandlung von C. S. Mittler u. Sohn in Berlin — Preis 60 Pfa.) in Handel erschienen und dadurch weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Geselschap wird uns hier in seiner ganzen künstlerischen Wirksamkeit geschildert; sein Ausbildungsgang, sein Werden und Wirken, sein Lebenswerk, die Ruhmeshalle im königlichen Zeughaus werden trefflich gezeichnet. Geselschap tritt uns als der große und echte Künstler, der er war und dem jeder Künstler Hochachtung schuldet, und als ein reiner guter Mann entgegen, dem Alle nachtrauern, die ihn gekannt haben. Von seinen Werken giebt eine Ausstellung, die am 30. Oktober in den Sälen der Akademie eröffnet ist und sein Hauptwerk, die Ruhmeshalle, gewissermaßen ergänzt, in rühmlicher Weise Kenntniß.

Verantwortl. Redacteur: Dr. **Walter Gedenleben**. Notationsdruck und Verlag von **Dr. Thiele**, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.